



### Unantastbarkeit des Textes versus Treue zum Text

In seinem Beitrag »Märchen auf der Puppenbühne« (PMO 2002/2) bekennt sich Michael Benecke zu größtmöglicher Treue zum Grimm'schen Text. Bei der Inszenierung von Schneeweißchen und Rosenrot habe ihn die Maxime »Der Grimm'sche Text ist unantastbar« geleitet. Dabei sei ihm durchaus bewusst gewesen, dass Wilhelm Grimm selbst die überlieferten Texte im Zuge mehrfacher Überarbeitung »angetastet« hat, aber dies sei immer im Dienste größerer Anschaulichkeit und nachvollziehbarer Komposition geschehen. Ein Grimm'sches Märchen »ändern, also verbessern« zu wollen, so fasst er zusammen, sei schlichtweg arrogant. Wilhelm Grimm ist in seinen Augen ein schriftstellerisches Genie, dessen Leistung es zu respektieren gelte.

Dem soll hier nicht widersprochen werden. Infrage gestellt sei aber die These, dass jedem »Ändern« zwingend eine Verbesserungsabsicht zugrunde liegt. Die Herstellung aktueller Bezüge, die Benecke übrigens in einem Atemzug mit »Gags« nennt und rundheraus ablehnt, müssen nicht notwendigerweise als Abkehr vom Grimm'schen Text verstanden werden – im Gegenteil: Sie können im Einzelfall (denn nicht jede der Grimm'schen Erzählungen bietet sich dafür an) Beweis einer anders verstandenen Treue zum Text sein. Als Beispiel für solche anders verstandene Treue möchte ich hier einige Überlegungen zum bekannten Märchen »Hase und Igel« präsentieren, die uns 2005 bei der Erarbeitung der gleichnamigen Inszenierung von *rosenfisch figurespiel* geleitet haben.

Wer kennt sie nicht, die Geschichte vom gewitzten Igel, der wider alle Erwartung den Wettlauf gegen den selbstgewissen Hasen gewinnt? In unzähligen Versionen kursiert diese alte Geschichte, und der triumphierende Ruf »Ich bin schon da!« klingt uns in den Ohren, sobald wir den Titel hören. Auch wenn sie 1837 in die »Kinder- und Hausmärchen« aufgenommen wurde: Literarisch betrachtet ist die Geschichte vom Wettkampf der ungleichen Gegner kein Märchen im engeren Sinne, also kein Zaubermärchen, wie etwa »Rapunzel«, »Rumpelstilzchen«, »Dornröschen« oder »Schneewittchen«, sondern eine Fabel und damit eine auf moralische Unterweisung abzielende Erzählung.

Fabeln, die im 18. Jahrhundert in Deutschland auf dem Höhepunkt ihrer Popularität standen, wollen den Menschen Beispiel geben. Sie wollen anschaulich machen, wie die gesellschaftliche Wirklichkeit strukturiert ist, und dem Menschen helfen, sich in der vorgefundenen Welt zu orientieren. Deshalb steht am Ende von Hase und Igel auch wie in jeder Fabel eine unmissverständliche Moral, die da lautet: Niemand soll sich über jemanden lustig machen, der ihm sozial unterlegen ist, und niemand soll eine Frau aus einem anderen Stand nehmen als dem, dem er selbst angehört: Swinegel zu Swinegel also.

Wie sieht es nun aber mit der Unantastbarkeit aus? Hase-und-Igel-Inszenierungen für das Figurentheater gibt es zuhauf – aber Hand aufs Herz! Welche von ihnen bleibt Grimm's Plot wirklich treu, wenn es um das Ende geht? Denn so steht es im Original: »Tum veerunsöbentigstenmal aver köm de Haas nich mehr to ende. Midden am Acker stört he tor Eerde, datt Blohd flöge m ut'n Halse, un he bleev doot up'n Platze.«



Ein toter Hase auf der Bühne? Doch wohl lieber nicht! Nicht anders als so gut wie jedes Kinderbuch mildern alle uns bekannten Inszenierungen dieses Ende ab, indem sie allenfalls einen verletzten Hasen zeigen. Grimm wird insofern immer »verbessert«, implizit wird ihm durch die Inszenierungen bedeutet, dass der grausame Hasentod den Kindern nun doch nicht zuzumuten sei – auf der Bühne visualisiert vielleicht noch weniger als in Schriftform. Auch wir haben das so gesehen und zeigen weder Blut noch Tod.

Aber es gab für uns noch andere Passagen, die uns veranlasst haben, von der Vorlage recht erheblich abzuweichen, sie zu bearbeiten und zu »aktualisieren«, um das böse Wort zu gebrauchen. Denn was aber passiert eigentlich in dieser Geschichte, die aus dem feudal geprägten Norddeutschland des frühen 19. Jahrhunderts überliefert ist (vermutlich aber auf eine ähnliche Erzählung aus dem 13. Jahrhundert zurückgeht)? Da besiegt ein sympathischer »kleiner Mann« mit Köpfchen einen unsympathischen Gernegroß, ein sozial Schwacher besiegt einen, der zu den »Vornehmen«, den Gewinnern der Gesellschaft gehört. Bedenkt man, dass die Fabel im Feudalismus entstanden ist, lässt sich im Hasen unschwer der Großgrundbesitzer erkennen, im Igel der Vertreter der machtlosen bäuerlichen Pächter, die damals der Macht ihres Herrn ausgeliefert waren. Kein Wunder also, dass wir uns immer wieder gerne mit den gewieften Igel n freuen. Doch steckt in der Geschichte nicht viel mehr, als diese populäre Deutung es uns suggeriert? Kann man die Geschichte nicht auch einmal gegen den Strich lesen? Vom Hasen her, der zu Tode gehetzt wird?

In unserer heutigen Gesellschaft, in der immer mehr Menschen »laufen müssen, bis sie tot umfallen«, hat sich der Blick auf die Geschichte vom Hasen und vom Igel gewandelt. Der Hase kann heute auch als Sinnbild des erbarmungslos Gehetzten gesehen werden, der einer undurchsichtig gewordenen Welt, die ihn täuscht und austrickst, vollkommen ausgeliefert ist. Der Igel, der mit unsauberen Methoden arbeitet, um zum Ziel zu kommen,

steht gar nicht mehr so arglos da wie einst. Und wie sieht es aus mit dem Verhältnis des Igels zu seiner Frau? Bei Grimm erscheint es als gegeben und unabänderlich, dass die Igelin ihrem Ehegatten zu gehorchen hat. Als sie angesichts der wahnwitzigen Wettlaufsidee einwendet, er habe wohl den Verstand verloren, entgegnet der Igel barsch: »Holt dat Muul, Wief, dat is mien Saak. Resonehr nich in Männergeschäfte. Marsch, treck di an, un denn kumm mit.« Und der Erzähler kommentiert: »Wat sull den Swinegel sein Fro maken? Se muß wohl folgen, se mugg nu wollen oder nich.« Die Igelin, das deutet der Grimm'sche Text klar an, vertritt eine andere Position als der Igel.

Wenn wir diese Grimm'sche Erzählung als den Text zur moralischen Unterweisung ernst nehmen, als der er in die berühmte Sammlung Eingang gefunden hat, sind wir – so betrachten wir es, nicht nur berechtigt, sondern geradezu aufgerufen, den Text vor der Folie unserer heutigen Gesellschaft mit ihrer anderen Sicht auf soziale Konstellationen und auf Probleme der »Moral« neu zu deuten. Wir können und wollen heute keine einfache »Moral von der Geschichte« mehr vermitteln. Orientierung geben kann für uns nicht mehr heißen zu zeigen, was richtig und was falsch ist und wie sich jemand verhalten soll. Orientierung geben kann für uns nur mehr heißen dazu anzuregen, Verhältnisse, die als selbstverständlich, gegeben und richtig daher kommen, mutig in Frage zu stellen. Unsere Inszenierung setzt daher bei der Igelin an: Sie gibt ihr die eigene Stimme, die ihr bei Grimm nicht gewährt wird, zurück und zeigt die für den Igel bittere Konsequenz der Selbstbewusstwerdung einst schicksalsergebener Ehefrauen: Die Igelin macht nicht mit, ihr ist die Sache einfach zu blöd. Pech für den Igel! Er muss nun sein Problem auf andere Weise lösen.

Was des Weiteren unsere Aufmerksamkeit erregt hat, ist die bereits angesprochene Erbarmungslosigkeit, mit der der Igel »sein Ding durchzieht«, und die Mitleidslosigkeit, mit der er den eigenen Triumph feiert: Er lässt den Toten liegen, nimmt das gewon-



nene Geld und den Brantwein und zieht vergnügt mit seiner Frau von dannen. Aus der Zeit heraus ist dieses Ende nur allzu verständlich. Aber kommen uns heute nicht ganz andere Gedanken, wenn wir diesen unbarmherzigen Wettlauf sehen? Im Hasen, der sich zu Tode läuft, können wir heute auch den Angestellten erkennen, der im Interesse eines für ihn undurchschaubaren Wirtschaftssystems läuft und läuft, bis er kollabiert – was denen, für die er läuft, vollkommen egal ist: Wie die vielzitierten »Heuschrecken« nehmen sie den erwirtschafteten Gewinn und ziehen weiter zum nächsten Betrug. Unsere Inszenierung zeigt daher einen Igel, der am Ende mindestens genauso in der Tinte sitzt wie der Hase.

Wir propagieren in unserer freien Adaption weder die eine noch die andere Sicht auf die von den Brüdern Grimm überlieferte Erzählung – also weder den »bösen Hasen« noch den »bösen Igel«. Theater soll nach unserer Überzeugung unterhalten, erfreuen und – na klar! zum Lachen bringen, aber es soll auch dazu anregen, über gesellschaftliche Verhältnisse und ihre potenzielle Veränderbarkeit zu reflektieren. Doch nur wenn sich Theater erlaubt, scheinbar Altbekanntes in neuem Licht zu zeigen, vermag es den Zuschauern – Kindern und Erwachsenen – neue Perspektiven zu eröffnen. Es versteht sich von selbst, dass solcher »Erneuerung« Grenzen gesetzt sind: durch den Typ der Vorlage (hier die auf moralische Orientierung abzielende Fabel), durch den Respekt vor dem Autor oder vor der Tradition. Aber dieser Respekt sollte nicht so weit gehen, dass Theater zum Museum wird, das sich mit der handwerklich gekonnten, aber intellektuell neutralen Bebilderung alter Texte zufrieden gibt. Das wäre dann ähnlich wie das uninspirierte Abfilmen von literarischen Vorlagen, das uns in öden Literaturverfilmungen nur allzu oft begegnet. Dass aus einer Inszenierung unmittelbar klar wird, warum jemand diesen und keinen anderen Stoff gewählt hat, warum er diese Geschichte zum hunderttausendundersten Mal erzählen

will, das ist für uns ein wichtiges Qualitätskriterium. Natürlich muss solch eigener Zugriff sich nicht unbedingt als Veränderung auf der Ebene der Handlung manifestieren. Jede Inszenierung, die sich nicht im Musealen erschöpft, wird ihren Akzent auf einer der möglichen Ebenen setzen: bei den Figuren und Spielweisen, bei der Ausgestaltung des Bühnenbildes, das – wenn es nicht nur Kulisse ist – ein eigenes theatrales Ausdrucksmittel werden kann, bei der Arbeit mit Licht und Musik usw.

Und die Reaktionen der Kinder? Die Erfahrung hat gezeigt, dass die jungen Zuschauer, die fast immer die Vorlage kennen (was ideal ist!), die abweichende Handlung nur wenig erstaunt und dass sie in aller Regel bereit sind, sich auf sie einzulassen. Wenn Kinder, wie wir es schon häufig erlebt haben, nach dem Besuch unserer Inszenierung temperamentvoll darüber diskutieren, wer denn nun gewonnen hat, ja ob denn überhaupt jemand gewonnen hat, freuen wir uns. Denn für diese Kinder ist das Stück nach dem Ende des Stückes noch nicht zu Ende und das Nachdenken hat gerade erst begonnen. Ab und zu begegnen wir auch Einwänden gegen unsere Inszenierung, bisher ausschließlich von seiten Erwachsener. Der Tenor solcher Einwände ist stets: »Sowas darf man aber nicht! Schließlich ist es doch ein Märchen – und Märchen sind unantastbar.« Darauf antworten wir: Inszenierungen sind für uns eine Form der Übersetzung. Ein guter Übersetzer übersetzt nicht den Wortlaut, sondern orientiert sich am Sinn und an der Funktion eines Textes. Die Funktion der Fabel von Hase und Igel war zur Zeit der Entstehung, Machtkonstellationen des gesellschaftlichen Systems sichtbar zu machen und für einen kurzen Augenblick die Verhältnisse auf den Kopf zu stellen. Diesem Anliegen wollten wir mit unserer Inszenierung gerecht werden. Insofern sind wir – so denken wir – dem Grimm'schen Märchen treu geblieben.

*Vera Viehöver*

